KURT EGGERS

Von der Freiheit des Kriegers




NORDLAND-BÜCHEREI

KURT EGGERS

Von der Freiheit des Kriegers

NORDLAND VERLAG / BERLIN

Die Schrift wird in der NS-Bibliographie geführt

Berlin, den 6. März 1940

Der Vorsitzende
der Parteiamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS-Schrifttums

Nordland-Bücherei Band 12

3. Auflage 1941

Gedruckt bei Wilhelm Limpert, Berlin SW 68

Meinem dritten Sohne
Götz

„Fragt nicht!
Klagt nicht!
Die gefallen,
Sind uns allen
Neu verbunden,
Denn ein Volk
Hat heimgefunden."

Der Appell

Hoch über dem Chaos der Welt erhebt sich, weithin leuchtend, der Berg in Mitternacht, der hohe Hügel der Verheißung. Inmitten der Brandungen erregter Tage trotzt er, schroff und unzugänglich, von Ewigkeit zu Ewigkeit und bietet Zuflucht und Heimat nur den wenigen, die gewohnt sind, unter Opfer und Entbehrung ein gefährliches Dasein zu leben. Kalt ist der Stein des Berges im Norden, und rauh sind die Winde, die sich an seinem Gipfel spalten.

Schwächlingen graust vor seiner wilden Eintönigkeit. Und Menschen, die da glauben, Schönheit erwüchse nur in den vor Stürmen geschützten, wärmeerfüllten Tälern,

fürchten, daß ihr Herz erstarren müsse in der Kälte jener Erhabenheit.
Die wenigen aber, die auf dem Berge der Freiheit wohnen, um der Sonne nahe zu sein und den Sternen, sehen unter sich die Wolken und den Dunst, den Nebel und den Staub, die sich wie dichte Schleier über die Täler decken, und wissen, daß sie in der Enge dort unten nicht atmen können. Sie spähen in die Niederung und rufen jedem Wanderer, der sich ihnen nähert, ermahnende Worte zu, daß sich sein Fuß nicht verirre, daß er zu ihnen heraufſinde über alle Schluchten und Abgründe hinweg.
Und wenn es in der Welt dunkel wird, wenn die Menschen der Täler im Traume alle Hoffnung hingeben an Wünsche des ewigen Friedens und der fortdauernden Glückseligkeit, dann beginnt der Berg in Mitternacht zu glühen, und die Herzen der Wenigen leuchten in ihrer Begeisterung für das gefährliche Wachsein wie Fackeln in der Nacht.
Und wenn von den Tälern herauf die müden Melodien verzweifelter Frommer klagend klingen, schicken die Wenigen das Jauchzen ihres Herzens mit dem wehenden Wind in die endlose Weite der gärenden Welt.
Zuweilen, wenn die Sonne der Freiheit die Nebel zerteilt oder wenn in sternenklaren Nächten die Fackeln vom Berge weithin leuchten, heben die Menschen der Täler verwundert ihre Augen auf und schauen zu den Wenigen empor.
Sie schaudern wohl, wenn sie die Gefährdeten dort oben am Grat des Todes sehen, und fühlen sich in ihrer geborgenen Niederung glücklich.
Das Verhalten der Wenigen erscheint ihnen sinnlos, weil sie keinen Ertrag erspähen können, denn sie haben erkennen gelernt, daß die Früchte des Tages in den

Tälern schnell reifen, und sie können an den hohen steinigen Hängen keine Frucht erkennen.
Vergebens fragen die Menschen der Täler nach dem Sinn jenes einsamen Lebens. Nur sehr selten befällt einen aus dem Tale, einen Jungen, der sich durch seine Kraft aus Traum und Taumel lösen konnte, die Sehnsucht, hinaufzusteigen in die trotzige und freie Einsamkeit.
Er nimmt lächelnd Abschied von den Seinen, sein Blick sieht in die Weite, er will nicht mehr das enge Glück des Tales preisen, er sieht auch nicht mehr, daß jene, die ihm das Geleit geben, um ihn weinen wie um einen Toten. Die Zurückbleibenden aber zerreißen sich das Gewand aus Trauer um den Verlorenen, der jubelnd in den großen Krieg des Lebens zog, und fragen ängstlich nach dem Warum des Aufbegehrens gegen die Geborgenheit. Sie finden keine Antwort. Die große Sehnsucht erklärt ihnen nicht das Warum.



Die Einsamen sind die Wächter an den ewigen Feuern der Freiheit. Wenn es kalt wird in der Welt, und wenn Eis und Schnee drohen, alles Lebendige erstarren zu machen, dann gehen sie auf den Gipfel des Berges, um unter dem hohen Sternenhimmel ein Feuer zu entzünden, das Himmel und Erde in einem gewaltigen Leuchten verbindet.
Und wer in den Tälern dem Untergang entrinnen will, der macht sich auf, den Berg der Freiheit zu ersteigen.
So ist das Feuer das Zeichen derer, die in Freiheit wachen und das Schwert nicht aus der Hand legen. Feuer ist der Feind alles Schwachen, es brennt alle Spreu, alles Morsche auf, um das Edle um so fester zu binden.

Im Feuer, das das Leben weckt und erhält, schmieden die Einsamen ihr Schwert, das sie als Krieger bis an das Ende ihrer Tage tragen.
Im Feuer gehärtet: so ist das Schwert das Sinnbild des ewigen Willens zur Freiheit, die Glanz vom gewaltigen Leuchten ist, das Sternenhimmel und Erdenraum vereint.
Und das Eisen, das dort im Feuer gehärtet wird, ist die beste Gabe, die der tiefe, geheimnisvolle Schoß der Erde birgt.
So findet sich im Schwerte alles Hohe, was Erde und Ewigkeit zu geben haben, Eisen und Feuer, Willen, Wachsein und Bereitschaft.
Nur den Einsamen aber ist das Schwert Offenbarung. Den Menschen der Täler ist es grauenumwittertes Geheimnis.

„Das Schwert ist das Recht und die Wahrheit", so sagt ein alter deutscher Waffenspruch.
Am Schwerte scheiden sich die Welten. Wenn das Schwert rostet, stirbt die Ehre, dann aber stirbt mit ihr das Recht und die Wahrheit. Die Einsamen wissen, daß die Trägheit der Niederungen mehr Herzen getötet hat als das Schwert, darum trauen sie dem einschläfernden Alltag, der sich „Frieden auf Erden" nennt, nicht. Denn mit den Wolken, die aus der Niederung aufsteigen, schleichen sich alle Gewalten der Finsternis ein.
Warum aber greift der Krieger zum Schwert?
Solange es überhaupt ein Denken des Nordens gibt, solange gibt es eine Besinnung auf die Kraft, die der Widrigkeit des Schicksals ein trotziges Dennoch bietet. Der Mensch des Nordens muß wissen, daß selbst unter dem tiefsten Eise noch Leben schlummert, das die Sonne

des Frühlings zu wecken vermag. Er muß wissen, daß über den sturmzerrissenen Wolken die ewige Sonne leuchtet. Dieser Glauben ist Trotz, ist Auflehnung, ist Empörung. Er beugt sich nicht dem Alltag des Zustandes. An den Widrigkeiten wachsen die Kräfte. Und das Schwert, das sich der Krieger schmiedete, ist nichts anderes als der zu Eisen geballte Widerstandswillen. Es ist tiefstes Wissen des Kriegers, geboren aus dem Gesetze der ewigen Auflehnung, die nur der gefahrenumlauerte Norden kennt: daß das letzte Heil im Schwerte liegt! Das Schwert kennt keine Lüge, so wenig wie der Tod.

Wer je und je zum Schwert gegriffen hat, um das Schicksal „Leben" zum Zweikampf herauszufordern, wuchs über die Ängste in das Land der letzten Entscheidung: in das Land der Freiheit!



Der erste, der einst ein Schwert sich hämmerte, mag es nur zur Wahrung seines Lebens geschwungen haben. Aber schon der Schwertträger, der sich im Besitze seiner Waffe allen kommenden Widrigkeiten überlegen fühlte, verband mit seinem trotzigen Wissen den Stolz, den Widrigkeiten gefährlich zu sein. Das Bewußtsein, Furcht einflößen zu können, gab eine unerhörte Selbstachtung in die Herzen der Schwertträger und ließ sie zu Kriegern emporwachsen.

Das Kriegertum wurde der mit der Freiheit gekrönte Adel jenes Teiles der Menschheit, der fähig war, ein Leben in Wachheit und Bereitschaft zu führen. „Wehrhaft sein" war die selbstverständliche Forderung ehrenhafter Männer, die wußten, daß sie mit dem zum Kampf verpflichtenden Schwerte über sich selbst hinauszuwachsen vermochten.

„Der sich ehrt, der sich wehrt", verkündet ein Waffenspruch.
Zum Zeichen seiner Ehrenhaftigkeit trägt der Krieger sein Schwert auch dann, wenn friedliche Jahre über die Welt kommen. Und wenn die Üppigkeit des Genusses seinen Sinn verführen will, tastet der Krieger nach dem Schwert, das ihn an die herrliche Freiheit des gefährlichen Lebens erinnert, in dem aller Genuß vor der Erhabenheit der Tat ins Nichts der Bedeutungslosigkeit versinkt.
Ohne Schwert ist der Mann dem Schicksal seines Lebens ausgeliefert, mit dem Schwerte in der Hand aber überwindet er, was soeben noch unüberwindlich schien.
Die Gesinnung des Schwertes aber ist die heldische Bereitschaft des Herzens.



Das Schwert ist der letzte Kamerad des Kriegers, wenn alle um ihn in die Nacht des Todes gesunken sind. Solange er das Schwert trägt, trägt er auch die Hoffnung auf den endlichen Sieg.
So gibt das Schwert dem Krieger Kunde vom Leben und erfüllt sein Herz mit trotziger Zuversicht.
Das stolze Wissen von der Überlegenheit der Tat über jeden Zustand läßt den Krieger immer wieder die Gefahr und mit ihr die Stunde der Bewährung suchen. Die Welt wäre für ihn nicht mehr lebenswert, würde sie ungefährlich. Darum ist das Wesen des Kriegers nicht von der Stille, sondern vom Sturme. Er verachtet die träge Ruhe und liebt die große Unruhe, die alle Offenbarungen des Erlebens birgt.

Das Kriegertum des Mannes sehnt sich immer wieder in die lockenden Weiten der Gefahr. Alles will der mit dem Schwert gerüstete Krieger erfahren, die Welt und den Himmel, das Gestern, das Heute und das Morgen. Wohin er dringt, wo auch immer sein Fuß Neuland betritt, überall dorthin trägt er auch die brennende und leuchtende Fackel seiner furchtgelösten Freiheit als Botschaft vom hohen Hügel der Verheißung.

Sein Leben ist Sturmlauf, nicht ruhige Beschaulichkeit. Die Menschen der Täler sehen in ihm einen Dämon und hassen ihn, weil er die Götzen ihrer Geborgenheit, die sie Glück nennen, zerschlägt.

Sie sehen in ihm einen Verführer ihrer Söhne, weil er ihnen kriegerische Weisen der Sehnsucht ins Herz singt.

„Im Herzen Mut,
Trotz unterm Hut,
Am Schwerte Blut,
Nur so wird's gut!"

Die Waffensprüche auf den Schwertern sind kurz angebunden, hart, herrisch, gerade so wie die Krieger, die sie ersannen.

Und die Lieder der Krieger künden vom Tode, dem der Mut der Tapferen den Schrecken nahm.

Leben und Sterben liegen beim Krieger eng beieinander. Heute rot, morgen tot! Dieses Sprichwort ist alles andere als eine demütige Verbeugung vor dem Schicksal, vielmehr liegt in ihm die Mahnung, den Tag zur Tat zu nützen, denn der Tod setzt der Tat ein Ende. Die Nähe des Todes, das Du und Du mit Freund Hein, zwingt zur Ballung des Lebenswillens und steigert so die

Lebensinnigkeit, aus der heraus allein die großen und gewollten Taten der Freiheit erwachsen.

Aber ist nicht jeder, der vom Blute her Krieger ist und Freude am Schwerte hat, ein Zerstörer seines Lebens? So fragen die Menschen der Täler und flüstern ängstlich die Warnung, daß, wer sich in die Gefahr begebe, in ihr umkomme!

Sie wissen nichts davon, die Menschen der Täler, daß jedes Wandeln auf der Höhe mit der Gefahr des Absturzes verbunden ist. Daß jedes sehnsüchtige Schweifen in die Ferne den Untergang bringen kann. Daß jeder, der mit vollen Segeln der Hoffnung und Zuversicht das Schiff seines Lebens in die Meere der Verheißung fahren läßt, Gefahr läuft, in den Stürmen des Daseins unterzugehen. Der Geborgene lebt gewiß sicherer, ungefährlicher, harmloser, ohne Kümmernis und ohne Leid, er lebt aber auch unfruchtbar. Er schafft keine Werte der Erkenntnis, weil ihm die Erfahrung, gerade das, was auf den abenteuerlichen Fahrten des Lebens an Einsicht, Weisheit und Gewißheit gewonnen wird, fehlt.

Der Abgrund des Grauens, der sich für den Menschen der Geborgenheit zwischen Leben und Tod auftut, wird von den Kriegern überbrückt, weil sie sich im Wissen um das Gesetz des Daseins damit abgefunden haben, daß nur durch kühnes Wagen die Wege zur Freiheit erforscht werden können.

Ist überhaupt ein Ziel wert, daß der Wanderer zu diesem Ziele auf dem Wege dorthin sein Leben verliert? So spricht der Zweifel in den Herzen der Ängstlichen. Denn sie errechnen, daß das Unerreichte kein Ergebnis

ist! Krieger aber sind keine kalten Rechner, sie wagen nicht um eines Preises sondern um ihrer Sehnsucht willen.

Die Erde ist im Laufe der Jahrtausende ein unübersehbares Totenfeld geworden. Das Gesetz der Verwesung und des Neuwerdens bestimmt, daß aus dem Gestorbenen in gewandelter Form etwas Neues werde. Nicht einmal der Halm stirbt, ohne neues Wachsen zu bewirken, zu fördern.

Krieger und Feige deckt die gleiche, ewig sich aus Totem zu Lebendigem erneuernde Erde, und hämisch stellen die Schwachen fest, daß der Tod alles gleichmache. Das ist ihr Trost, daß sie den Verräter neben den Treuen betten dürfen.

Sie wissen nichts davon, daß, während die Gräber im Winde verwehen, der Willen zur Freiheit, der einst die Herzen der Krieger erfüllte, als gewaltige Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit erhalten bleibt und als großes Leuchten auf dem Berge in Mitternacht seinen Wohnsitz nimmt. Die Namen der Tapfersten aber werden zu Fackeln!

„Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie.
Eines nur weiß ich,
Das ewig lebt:
Der Toten Tatenruhm!"

Das ist die ernste und verpflichtende Lehre vom ewigen Leben des Kriegers, eine Lehre, die nur im hohen Norden der

Erde, am Berge in Mitternacht, erstehen konnte.

Es gibt nur eine Wiederkunft der Toten, an die die Krieger glauben: die ehrende Erinnerung an tapfere Taten, die die Wolken der Schmach, die einst die Sonne der Freiheit verhüllen wollten, vom Himmel rissen.

Ein Volk ist das, was seine Seele will! Die Gestalter des Willens aber sind die Krieger. Darum lebt das Volk von ihrer Tat.

Der Willen der Nation offenbart sich im Reich, für das die Krieger kämpfen und fallen. Weil sie sich dem Befehl verschrieben haben, verzichten sie auf die Wahl ihres Loses.

Vor dem Willen der Nation, dem gerechten Willen zur Unsterblichkeit, dessen nur ein starkes, kriegerisches Volk fähig ist, haben sich alle Toten zu verantworten wie bei einem Appell.

Wenn der Willen der Nation die Frage erhebt: Wofür seid ihr gestorben?, dann müssen die Schwachen schweigen. Sie wissen weder einen Grund für ihr Leben noch für ihr Sterben anzugeben, weil sie sich ganz der verlockenden Bestechung des Götzen Zufall hingegeben haben.

Nur die Krieger können Antwort geben, indem sie auf ihre Taten weisen, die dem Wachen, dem Bereitsein, dem Wachsen und dem Leuchten gedient haben. Nur wenige sind es, die in die einzige, in die wirkliche Ewigkeit, in

die Ewigkeit der Nation eingehen, weil sie Werte geschaffen haben.
Der Ruhm der Taten und der Werte scheidet das Unverwesliche vom Verweslichen.
Nur wer bei diesem Appell Antwort geben kann, ist gerecht.



Wer aber ist Krieger?
Nicht der, der nur bereit ist, sein Leben hinzugeben. Es gibt Schwärmer, Heilige und Narren, die für einen Tand ihr Leben bereitwilligst mit der zerstörerischen Wut eines Selbstmörders wegwerfen. Sterben können ist noch kein Zeichen einer überlegenen Haltung.
Nicht der, der aus Gehorsam ohne Widerspruch Uniform und Waffe trägt, um sich nach einer gewissen Zeit wieder in die durch den unfreiwilligen Dienst unterbrochene Geborgenheit zurückzubegeben und den Rest seines Lebens mit einer gewissen stolzen Bewunderung an jene Jahre, die er als „Vaterlandsverteidiger" zubrachte, zurückzudenken.
Krieger kann einer nur aus seinem Blute sein, denn Kriegertum ist das Aufjauchzen der Seele, die zum fernen Leuchten des Berges strebt. Es ist die geläuterte Haltung des Menschen, der die Sehnsucht nach Freiheit über die Verlockung der Geborgenheit siegen ließ.
Kriegertum ist der Lebensstand der Starken, die sich dem Wagnis verschrieben haben. Es ist das Immerbereitsein zum Kampfe um die läuternde und stärkermachende Erkenntnis, die Mobil-

machung gegen die Widrigkeit des Schicksals, das ständige Unterwaffenstehen. Das Leben des Kriegers ist nicht „glücklich" im Sinne eines Friedensschlusses mit Schicksal und Zustand. Es kennt mehr Leid und Wunden, Enttäuschungen und Abgründe als das Leben der Geborgenen. Mehr aber als alles Glück der Erde an Zufriedenheit und Behaglichkeit zu geben vermag, gibt dem Krieger das Bewußtsein seines schöpferischen Wertes.

Trotzig und stolz ist der Krieger, wenn die Geborgenen zufrieden und glücklich sind.

Darin liegt der Mut des Kriegers, daß er, der Gefahren ungeachtet, immer wieder den Sprung in das Wagnis tut, um stärker zu werden. Er unternimmt es, von Mal zu Mal stärkere Gegner zum Zweikampf zu fordern, um an der Zahl der Siege das Wachstum seiner Seele festzustellen. Bei dieser Zerreißprobe muß er sich damit abfinden, daß er eines Tages der Unterlegene sein wird. Diesen dämonischen Urwillen zum Siege für die Nation nutzbar zu machen, ist die letzte Weisheit des Kriegers.

Wertvoll zu sein, ist das Ziel seines Daseins.

Der Hinweis auf die Erfüllung seiner Pflicht, auf seine Taten, ist seine Antwort beim Appell!

„Wir wissen um des Volkes Not,
Wir wissen um den Tod der Gewehre.
Wir sind die Schaffer von Raum und Brot,
Wir sind die Träger der Ehre."

Die erste Nachtwache

Von der Ehre des Soldaten

Wir saßen am Lagerfeuer, mein Kamerad.
Es war eine jener Maiennächte, die weder lind noch kalt sind, da der Dunst der Erde kühl ist und uns zwingt, zusammenzurücken.
Die Sterne schimmerten klar und kühl aus ihrer unerreichbaren Ferne, und das Wispern des Windes wurde hin und wieder vom Knall der Schüsse in der Weite übertönt.
Du hattest das Lied gesungen, das in unsern Tagen des wilden Anrennens gegen den übermächtigen Feind wieder auferstanden war, nachdem man es einst mit den letzten verlorenen Haufen begraben hatte:

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! Bei dem ist aufkumme
Ein Orden, durchzieht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen.
Landsknecht sind sie genannt.

Fasten und Beten lassen sie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönche sollens treiben.
Die haben davon ihren Stift,
Des mancher Landsknecht frumme
Im Gartsegel umschifft.

Und wir waren still geworden, als du geendet hattest. Wir lauschten in die Nacht und hingen unsern Gedanken nach, die in die Heimat eilten, die uns verraten hatte. Von der Heimat kehrten sie zurück, um dann hinüberzuziehen zum Feind und zur Gefahr.

Du weißt es, Kamerad, daß unser Atem schwer war, so daß wir Mühe hatten, ein Stöhnen zu unterdrücken.

Du tastetest nach meiner Hand. So, als wolltest du die Bestätigung finden, daß wir, die einsam wurden, nicht ganz verlassen waren.

Man nannte uns Landsknechte damals und wollte uns mit diesem Namen den Vorwurf machen, daß wir aus Abenteuerlust keine Ruhe gäben und aus Freude am Krieg, aus dem zurück wir den Weg nicht fanden, die Waffen nicht aus der Hand geben wollten.

Und wir, die wir in den Freikorps kämpften, hatten uns den Namen genommen, aus Trotz gegen die, die uns schmähten und aus Kameradschaft zu denen, die Jahrhunderte vor uns, als kleinliche Fürsten um die Macht ihres Hauses kämpften und darüber das Reich verkommen ließen, ihre Heimat unter der Fahne gefunden hatten.

Landsknechte waren wir geworden. Die Heimat hatte sich von uns gewandt. Die Kreise, die um jeden Preis verdienen wollten, nannten uns Störenfriede, die zu keiner wirklichen Arbeit mehr taugten. Seelische Opfer

des Krieges, verrohte Soldaten waren wir in ihren Augen.
Wir waren ausgestoßen aus den Reihen der Geborgenen. Unsere Kokarden trugen Farben, die der Staat nicht mehr kennen wollte. Unsere Gewehre hatten wir bei Nacht und Nebel aus Scheunen und Kasernen geholt, bevor sie zerschlagen wurden. Unsere Uniformen galten nichts mehr.
Der Krieg war aus, er war verloren. Und Narren nannte man die, die sich dem Zustand der Zeit nicht fügten. Man höhnte, das wir in einem Gestern lebten als verspätete Romantiker der Schlachtfelder. Wir Übriggebliebenen!
Das Gefängnis wartete auf uns, wenn wir zurückkehrten in die Grenzen des Landes, das zu schützen wir gegen jeden Befehl ausgezogen waren.



Daran dachten wir, Kamerad, in jener Maiennacht, als das Feuer brannte und unsere Augen zur fernen, so fremd gewordenen Heimat schauten.
Dann endlich suchte im flackernden Feuerschein dein Auge meinen Blick und du begannst zu sprechen.
„Man hat uns die Ehre abgesprochen", sagtest du.
Gleichgültig klang dein Wort, ohne Bitterkeit, erhaben, als ob es die nebensächlichste Feststellung wäre.
Die Ehre!
Als wir die in den Schmutz getretene Fahne aufhoben und sie scheu mit zitternden Händen reinigten, um sie aufs neue zum verzweifelten Sturmlauf zu erheben, glaubten wir, die letzten und ersten Träger der Ehre zu sein.
Und jetzt? Da sollten wir keine Ehre haben?

Du sahst den Zweifel in meinen Augen und legtest deine Hand schwer auf meine Schulter.

„Vielleicht haben wir auch wirklich keine bürgerliche Ehre mehr", begannst du wieder. „Sicherlich müssen wir uns dazu zwingen, auf diesen letzten Zierrat einer sterbenden Gesellschaft zu verzichten. Was versteht schon der Bürger unter „Ehre"? Sie ist ihm doch nichts anderes als ein kleiner Garten, in dem er seine Lieblingsblumen pflegt. Er weidet sich an ihrem Anblick und will es auf keinen Fall dulden, daß ein Unbefugter dieses Reservat betritt. Sieh dir den Ziergarten jener „Ehre" an, um zu erkennen, wie verlogen er ist. Da gibt es eine „Standesehre", eine „Familienehre", eine „Frauenehre", und je näher du hinsiehst, um so deutlicher mußt du feststellen, daß Selbstsucht und Eitelkeit, Überheblichkeit und Feigheit die eigentlichen Triebkräfte jener „Ehrbegriffe" sind. Betrachte doch nur, was sie unter „Frauenehre" verstehen. Persönlich meinen jene Geborgenen, jede Frau, die ihnen gefällt und nicht spröde ist, sei ihr Eigentum. Nur wenn ein anderer, ein „Nebenbuhler", ihnen den Besitz einer Frau streitig macht, sehen sie im Kampf um die Geliebte eine „Ehrensache" und sind bereit, bis zum blutigen Untergang für die „Ehre" zu kampfen. Wer will da untersuchen, wo der Trennungsstrich zwischen Ehre und Eitelkeit zu ziehen ist? Wir sind froh, daß wir nicht mehr in solche „Ehrenhändel" verstrickt werden. Denn die Frau, die wir lieben und die uns liebt, hat eine unverletzliche Ehre, die sich in der Mutterschaft erfüllt. Wer will der Frau unserer Liebe die Ehre kränken? Wenn aber einer der Geborgenen, der in der Tatenlosigkeit seines üppigen Daseins sich seiner gemeinen Gedanken nicht erwehren kann, begehrliche Hände nach der Frau unserer Liebe ausstreckt, so schlagen wir ihn mit der Peitsche, wie wir einen

kläffenden Köter vertreiben, der sich uns in den Weg stellt. Das aber ist keine „Ehrenangelegenheit". Wer anders dächte, müßte sich in den Dunstkreis der Begehrlichen erniedrigen. Eine Frau aber, die einen kriegerischen Mann einem geilen Nichtstuer zuliebe verrät, ist eines wirklichen Mannes nicht wert. Von einer solchen Frau würden wir uns trennen. Auch das ist nicht eine Frage der Ehre sondern der Sauberkeit. Ich meine wohl, unsere Ehre muß etwas Größeres, etwas, ich will den Ausdruck wagen, Erlauchteres sein. Unsere Ehre muß jenseits aller Niederungen der Sinne, des Rausches stehen."

Du schwiegst, und ich wußte, daß du jetzt an deine blonde, junge Frau dachtest. Du hattest mir, noch ehe die Sonne sank, in einer Gefechtspause, als wir an einem Dorfrand in einer Mulde lagen, das Bild gezeigt, auf dem deine Frau dir entgegenlächelte. Ein Kind trug sie auf dem Arm, das andere hielt sie an der Hand.

„Du hast recht", sagte ich, „was solltest du bei einer solchen Frau zu befürchten haben. Zweifel und Verrat ruhen dicht beieinander. Und ich meine, es ist eine Beleidigung für eine mütterliche Frau, wenn der Mann sie nicht für fähig hält, sich die Versucher vom Leibe zu halten."

Wir hatten in den letzten Tagen oft davon gesprochen, daß wir, als wir in den Osten zogen, um zu kämpfen, alle bürgerlichen Brücken hinter uns abgebrochen hatten. Familienehre? Die meisten unserer Familienangehörigen hatten nur den Kopf über unser Vorhaben geschüttelt und uns ermahnt, um der Familie willen und mit Rücksicht auf unser eigenes Fortkommen, auf das „Abenteuer" zu verzichten. Alles, was nicht dem Fortkommen, der Bereicherung, dem „Glück" im Sinne der Geborgen-

heit diente, wurde schlechthin als Abenteuer bezeichnet. Und weil wir aus der Geborgenheit bewußt uns entfernten, waren wir „Abenteurer" geworden. Die vielen „Ehrengesetze", die sich die Geborgenen zur Sicherung ihres Glückes aufgestellt hatten, waren durch unsern Schritt verletzt worden. Darum waren wir im Sinne der Geborgenen „ehrlos".

Wir fühlten die Verschrobenheit und die Anmaßung ihres Denkens und verachteten es von Herzen.

Wir hatten in den ersten Tagen schon, nachdem wir die Brücken abgebrochen hatten und einsam geworden waren, festgestellt, wie fern wir doch der Geborgenheit und ihren Lebensregeln, ihrer Moral, standen.

Wieder sprachst du, und deine Worte waren durchzittert wie von einer geheimnisvollen Freude. „Mit der Aufgabe unseres Eigenlebens trennten wir uns auch von dem überkommenen Begriff der persönlichen bürgerlichen Ehre, die irgendein Schmutzfink besudeln kann. Wir haben erkannt, daß nur der Ehre hat, der das Leben seines Volkes höher achtet als sein eigenes. Die Soldatenehre ist kein Privateigentum mehr, sie hat sich dem Schicksal der Nation verschworen. Sieh dir die Ehrenwerten, die Geborgenen an. Sie rühmen sich ihrer weißen Weste, sie gelten solange auch selbst bei den anrüchigsten Unternehmungen für anständig, solange sie nicht ein offenkundiges Verbrechen begangen haben. Verstehst du wohl? Ein nichtertappter Schuft gilt noch als Ehrenmann, und ein Feigling kann sich, wenn ihn ein Soldat seiner Verachtung versichert, schutzsuchend an jedes Gericht wenden, um den Schutz seiner „Ehre" zu fordern. Was haben wir mit solchen Menschen gemein? Doch gar nichts, am wenigsten die Ehre! Ein Kriegsdienstverweigerer kann sich auf edle Motive berufen, auf Menschenliebe, auf Religion, es werden ihm viele Be-

griffe und Redensarten zur Verfügung stehen und zu Hilfe kommen, und die ganze bürgerliche Welt wird gerührt behaupten, jener Mann handele aus „ehrenhaften Motiven". Und doch ist er in unserem Sinne ein Ehrloser, weil er es duldet, daß sein Volk geschändet wird. Er ist ein gemeiner Egoist, weil er seine kleine und erbärmliche Privatehre, die kein Opfer verlangt, als verbindlicher ansieht als die Ehre seines Landes. Vor der Nation gilt eine solche klägliche Privatehre nichts!"

Ich pflichtete dir bei, Kamerad. Wir hatten uns, als die überlieferten Wertordnungen gestürzt, als die Götter der alten, müden Religionen gestorben waren, ein eigenes Sittengesetz aufgestellt. Nicht auf eherne Tafeln hatten wir unsere Gebote geschrieben. Aber in das Herz gruben wir uns tief den Befehl: Freiheit!

Alles bezogen wir auf diesen Befehl, Tat und Denken, Willen und Plan und vor allem die Ehre.

Das Schwert richtet erbarmungslos, und der gefährliche Kampf wertet Männer nach dem Gesetz der Soldatenehre.

Ehrlos sein heißt nach diesem Gesetz: den Forderungen, die die Nation aufstellt, ausweichen. Heißt, sich nicht dem Kampfe stellen.



In unseren Reihen kämpften alte Feldsoldaten, die ihr kriegerisches Handwerk mit einer selbstverständlichen Gelassenheit ausübten. Sie sprachen nicht viel, sie lachten auch nur selten. Ihre Ausdrucksweise war von einer erschreckenden Rauhheit. Ihre Lieder waren keineswegs von hohem sittlichen Gehalt. Über jede patriotische Redensart lächelten sie verächtlich Aber sie waren überall dort, wo es gefährlich war. Sie lebten in einer lärmenden, wilden Freudigkeit, aber selbst den berauschendsten

Trank ließen sie schal werden, wenn der Donner der Geschütze vom Kampf kündete. Sie ließen das Schönste links liegen, um das Schwerste auf sich zu nehmen. Der kalte Verstand der Geborgenen vermag den Grund der Entscheidung zur Gefahr nicht zu errechnen. —

Das Feuer war bereits fast heruntergebrannt, so daß ich, um es zu erhalten, aufstehen und Holz sammeln mußte.

Endlich begannst du wieder zu sprechen. „Die Freiwilligkeit, in der der Soldat sich zur Anerkennung gefährlichster Pflicht entscheidet, ist der Maßstab, mit dem seine ehrenhafte Gesinnung gemessen werden soll. Und auf dem Wege der Ehre bleibt der, der im Ringen mit der Versuchung den Willen siegen läßt und unentrinnbar, ohne den zahllosen Verlockungen, die ihn bestechen wollen, das eigene Leben auf Kosten der Pflicht zu erhalten, Gehör zu schenken, die Forderungen des soldatischen Gesetzes erfüllt. Den alten Soldaten unter uns wurde in dem grauenvollen Ringen der letzten Jahre, inmitten der Untergänge aller bürgerlichen Vorstellungen der Sinn geschärft für Forderungen, die weit über dem Alltag liegen. Wer den Tod mit all seinen Schrecken stündlich getroffen hat, der sucht und findet die Soldatenehre, vor derem Leuchten die Dunkelheit des Todes erblaßt. Warum blieben, als die Ängstlichen die willkommene Gelegenheit, den Kampf abzubrechen, gierig ergriffen, die Soldaten auf verlorenem Posten? Weil sie ehrenhaft waren, verstehst du. Ehrenhaft auch dann, als keiner da war, eine Unehrenhaftigkeit im Rückzug festzustellen. Ehre ist also unabhängig von Lob und Tadel, sie braucht kein Zeugnis, keine äußerliche Formel, keine Satzung. Sie kann nicht verliehen, sie braucht auch nicht verteidigt zu werden. Die Ehre des Soldaten ist die Idee der Freiwilligkeit, die Opfer, die das Leben der

Nation zu bringen fordert, ohne jede Rücksicht zu bringen. Ehre hat also der, der dieser Pflicht dient."
Ich nickte. „Wie lächerlich erscheint mir daneben jener spießbürgerliche Ehrbegriff der „weißen Weste", jener kleinen Privatehre, über der der Geborgene eifersüchtig wacht, wie über einen Schatz, der ihm bei Nacht gestohlen werden kann. Wie kann auch ein Soldat eine ähnliche Furcht haben! Er weiß doch, daß ihm keiner die Idee der Ehre, für die er die Waffe ergriff, aus dem Herzen reißen kann."
Du lachtest. „Was macht es schon, daß uns die Feigen, als wir uns um die Gebote ihres furchtsamen Staates nicht kümmerten, die Ehre absprachen! Was macht es auch, wenn sie uns, wie sie es angedroht haben, vor die Gerichte stellen und in die Gefängnisse werfen werden. Sie werden uns zu Verbrechern stempeln, werden uns quälen und versuchen, uns zu demütigen. Was aber läßt uns immer nur höhnisch auflachen? Nichts anderes doch als das Wissen um unsere unverlierbare Ehre. Siehst du, sie können uns von ihren Pfründen, von ihren Ehrungen, von ihrem Wohlergehen, sogar von ihren Göttern ausschließen, von unserer Ehre aber vermögen sie uns nicht zu trennen, weil die ja in unseren Herzen brennt und immer bei uns ist, ob wir im Sturmangriff vorlaufen oder ob wir in den Kerkern liegen. Unsere Ehre kann auf jede Ehrung verzichten. Ja, sie ist sogar gegen Ehrungen empfindlich, weil solche Ehrungen sehr häufig bestechlich wirken und wohl auch wirken sollen. Ehre als Idee, nicht als Besitz, Ehrenhaftigkeit als Dienst, nicht als Vorrecht, so sagt uns unser soldatisches Wissen!"
Wir verheimlichten uns nicht, daß wir Freude am Waffenhandwerk hatten, daß der Krieg uns nicht nur als zerstörerische Macht, sondern auch als großes Gericht über Wert und Unwert erschien. Ohne Freude am Kampf

hätten wir nicht mit solcher Hingabe unsere Pflicht erfüllt, wie denn Pflichterfüllung ohne Freude in einem unerträglichen Zwang enden muß.

Die Walstatt erschien uns immer wieder als der Prüfstein unseres Herzens. Und wir gaben unumwunden zu, daß die Gefahr das Salz unseres Lebens wurde. Mit Schaudern dachten wir daran, in den scheinbaren Frieden der Heimat, der doch nichts anderes war als ein demütiges Verbeugen vor der Willkür des Feindes, eines Tages zurückkehren zu müssen.



Wir hatten uns vorgenommen, den ehrlosen Staat, falls es uns vergönnt war, am Leben zu bleiben, zu zertrümmern und einen soldatischen Staat, einen Staat unserer Ehre, zu errichten.

Uns hatte nicht nur der Krieg geformt, auch wir hatten dem Kriege einen höheren Sinn, eine Offenbarung der Werte und der Ideen, die wir trugen, abgerungen. Kriegführen hieß für uns nicht mehr allein, den Krieg mit seinen Schrecknissen, mit seinen blutigen Schmerzen erleiden, Kriegführen hieß darüber weit hinaus für uns, den großen Einsatz des Herzens wagen und dieses Wagnis um seiner Bestätigung, die unsern Werten gegeben wurde, ehren und sogar lieben.

Wir dachten nicht daran, zu leugnen, daß wir Krieger aus Instinkt waren, und wir schämten uns dieses Instinktes nicht, sondern waren stolz, zu wissen, daß er aus unserem Blut fordernd aufstieg und die Tat verlangte.

Wir wußten zu gut, da wir es mit eigenen Augen sehen mußten, daß unersetzbare Werte, vor allem des Blutes junger Menschen, im Kriege unrettbar verloren gingen,

daß sich eine unschätzbare Kraft verströmte. Wir wußten, daß, auf das völkische Gut gesehen, es verbrecherisch war, aus irgendwelchen Leidenschaften Kriege zu entfesseln.
Wir hatten erkannt, daß Kriege nur aus letzten völkischen Notwendigkeiten begonnen werden dürfen.
W e n n a b e r d i e S i g n a l e z u r S c h l a c h t r u f e n, d a n n f l a m m e n d i e h ö c h s t e n s o l d a t i s c h e n T u g e n d e n a u f. U n d d i e S t u n d e n d i e s e s B r a n d e s k ö n n e n u n d m ü s s e n d e m e c h t e n S o l d a t e n, d e m K r i e g e r, d a s h ö c h s t e E r l e b e n b e d e u t e n. Sollten wir uns schämen, zu bekennen, daß wir stolz waren, in kriegerischen Zeiten zu leben und unser Herz erkennen zu können?
Du prägtest den Satz, mein Kamerad, der unsere Freude am Kampf rechtfertigte: „Der Willen zum Kriege soll aus der Sehnsucht zur Überwindung der niederen Instinkte geboren werden."

E s g i b t e i n e n W i l l e n z u m K r i e g e !
Man soll ihn nicht verleugnen und auch nicht unterdrücken. Wohl aber soll man ihn leiten.
Woher stammt dieser Willen? Der Willen zur Gefahr?
In jedem Lebenskeim steckt der Willen zur Empörung, zum unbedingten Wachsenwollen.
Der Satz der griechischen Philosophie: „Der Kampf ist der Vater aller Dinge" ist urgermanisch. Der Kampf jedes Samenkornes um Befreiung von der Kruste, der Kampf jedes Baumes des Waldes um Licht nötigt uns, an die Wahrheit jener griechischen Weisheit zu glauben.
Der Kampf der männlichen Tiere untereinander entspringt dem natürlichen Gebot der Auswahl des Starken,

dem Gebot der Höherzüchtung auf Kosten des Schwachen. Der Urwillen zum Krieg ist das ewige Bekenntnis des Lebens zur Entfaltung des Besten.
Der große Krieg auf Erden, diese Begleiterscheinung allen Wachstums, ist die ständige Fortsetzung eines Naturereignisses, das keine Katastrophe, sondern eine in sich begründete Erscheinung und Äußerung des Gesetzes ist.
Es ist kein Zeichen primitiven Barbarentums, wenn der Mann mit der Waffe den Feind sucht.
Warum denn zieht es den gesunden Mann in den Krieg?
Ist es nur der Rausch des Blutes?
Der Krieg wird geliebt nicht als politische Notwendigkeit, also vom Denken her, sondern eben als aussonderndes, gewaltiges Naturgeschehen.
Der Krieg wird gesucht nicht als zweideutiges Orakel, sondern als klare Antwort auf die Fragen des Herzens.
Eine Zeit ist seelisch krank, die den kriegerischen Urwillen verkennt und mit pazifistischen oder religiösen Lehren das Feuer kriegerischer Begeisterung löschen will.
Jeder Pazifismus, jede Friedensreligion kastriert im Prinzip das schöpferische Mannestum. Die Kastration aber ist der Tod!
Die Zeit dagegen, die es versteht, den kriegerischen Urwillen zu verbinden mit der planvollen politischen Tat, läßt in Völkern Krieger erstehen, die ihre Nation zu höchster Entfaltung bringen.
Wo die Sehnsucht des Blutes in der Pflicht ihre Erfüllung findet, ist Leben!

Wir sprachen vom Zweikampf der Hirsche, mein Kamerad.
Du hattest in irgendeinem bürgerlichen Buche gelesen, daß die Hirsche vor den weiblichen Tieren kämpfen, um eine eitle Schau ihrer Kraft zu geben. Uns erschien diese Auffassung denkbar dumm und albern. Sicher war der Mann, der einen solchen Unsinn schrieb, ein Geck, der gewohnt war, durch besonders männliches Gebaren vor seiner Schönen zu prunken. Der Zweikampf der Hirsche geht um die Aussonderung des Schwachen. Der Starke gewinnt das weibliche Tier und damit das Recht auf Zeugung!
In jedem Falle ist der kriegerische Urwillen ausgerichtet auf die Höherzüchtung des am Leben bleibenden Starken.
Wie sollte es ein Mensch wagen, mit den Gesetzen der Schöpfung, die sich im natürlichen Wesen offenbaren, zu hadern? Er müßte schon vermessen und — feige genug sein, sich Religionen zu ersinnen, um zu versuchen, im Namen des von ihm erfundenen Wundergottes das Gesetz aus den Angeln zu heben.
Der Mensch, der sich müht, der unerbittlichen Forderung des Lebensgesetzes sich zu entziehen, ist nicht etwa reifer als der Primitive, der in dumpfer Ahnung zur Keule greift, er ist nur krank und töricht genug, seine Krankheit als Entwicklung anzusehen!
Wir fanden den Satz: „Die Gemeinschaft starker Menschen, die der Nation das Gesicht zu geben vermag, muß einen großen Feind suchen und finden, um im Kampfe mit ihm in die Unsterblichkeit zu wachsen."
Der starke Mensch braucht Feindschaft!

Die Nacht wurde von der ersten Dämmerung erhellt.

Dein Gesicht schien fahl, und das flackernde Licht des Feuers gab dir etwas Unwirkliches, mein Kamerad.

„Also müßten wir mit unserm Schicksal zufrieden sein, daß es uns zu dieser Stunde hat Krieger werden lassen, während die Geborgenen schlafen." Du machtest, nachdem du das gesagt hattest, eine abwehrende Handbewegung, als ob du diesen Satz ausstreichen wolltest, dann fuhrst du fort: „Ich meine, es ist gut, gerade in unwürdigen Zeiten um seine Pflicht zu wissen, das bewahrt davor, in den Strudel des schmählichen Unterganges, des Davongespültwerdens, durch die Verzweiflung gerissen zu werden. Die meisten Menschen vergessen das Gebot der Ehre, wenn sie keinen Befehl mehr hören."

Ich stimmte dir zu. „Der Befehl weckt in vielen das schlummernde Gewissen, so daß sie, wenn sie den Befehl hören, glauben, die eigene innere Stimme hätte ihn erteilt. Und sie sind gute Soldaten, solange der Befehl da ist. Schweigt aber der Befehl, dann sind sie hilflos und verzagt und gehen in die Irre, das verlorene Ziel zu suchen. Der Krieger aber vernimmt das Gebot der Ehre auch dann noch, wenn kein Befehl mehr gegeben wird. Er nimmt das Leuchten der Pflicht wahr, das keine Sprache hat. Er ist von Natur aus wacher und weitsichtiger als die Mehrzahl der anderen Menschen. Seine Freiwilligkeit erhält durch die Pflicht die Richtung, die zur rettenden Tat führt."

Du nicktest. „Wir in den Freikorps haben die Aufgabe, das Gebot der Soldatenehre in der Erfüllung unserer Pflicht zu erfüllen. Wir haben es darum leichter als die Zwangssoldaten, weil wir aus höherem Wissen und tieferer Einsicht gehorsam sind."

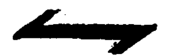
Wir sprachen vom Gehorsam und lächelten, weil die bürgerliche Welt uns des Ungehorsams zieh. Ich selber war gegen ausdrückliches Gebot meiner Umwelt zur Fahne des Freikorps entlaufen.

Und doch meinten wir, gehorsam zu sein. Allerdings nicht gegen die Vorsichtigen, die Geborgenen, die sich schnell mit jeder vollendeten Tatsache, auch wenn sie die Freiheit bedrohte, abzufinden wußten. Wir hörten anfangs ein fernes Rufen, das aus den bedrohten Grenzen kam. Dann horchten wir auf, als wir erkannten, daß dieses Rufen ein Echo in unseren Herzen fand, bis wir, die wir dem Gesetz der Ehre verpflichtet waren, uns klar wurden, daß die Pflicht Gehorsam forderte.

Du unterstrichst den Satz, Kamerad. „Gehorsam ist der Willen zur bedingungslosen Erfüllung der Pflicht, die uns durch das Gesetz der Ehre aufgegeben ist."

In diesem Sinne geschah in den Freikorps die Sammlung der Gehorsamen. Darum war es leicht, ein Freikorps gegen jede feindliche Übermacht zu führen. Neben dem Freikorpsführer, der durch den stärksten Willen zur Pflichterfüllung als Führer legitimiert war, der demnach der Gehorsamste unter den Freiwilligen war, bedurfte es kaum der Unterführer, die durch ihr Kommando über die planmäßige Durchführung der Befehle für den äußeren Gehorsam zu sorgen hatten. Die Disziplin eines Freikorps bestand vornehmlich in der Anerkennung der Überlegenheit des Führers.

Das aber bedeutete so viel: eine Truppe von Freiwilligen ist so viel wert, wie ihr Führer das Gesetz der Soldatenehre erfüllt, also in der Pflicht steht und im höheren Gehorsam der Idee dient!



Du hattest schon in der kaiserlichen Armee der Vorkriegszeit gedient, Kamerad, und hattest an jener Grenze gestanden, wo das äußerliche Kommando versagt und wo das „Gehorchen" aufhört.

„Das Freikorps", sagtest du, „ist in seinem Willen, in seinem Ziel, in seinem Gehorsam in sich ausgerichtet. Es ist, im ganzen gesehen, eine Ballung von Kriegern. Eine reguläre Armee besteht aber in der Mehrzahl nicht aus Freiwilligen, sondern aus Kommandierten. Die Kommandierten müssen in Reih und Glied gebracht werden, körperlich und seelisch, sie müssen uniform werden, sonst hat die Armee keine Schlagkraft. Der Armeeführer hat größere Schwierigkeiten zu überwinden als der Freikorpsführer. Er braucht, um seine Armee uniform zu bekommen, eine große Anzahl von Führern und Unterführern, die nicht nur selber in größtem Gehorsam die Befehle entgegennehmen, sondern auch dafür bürgen, daß die Kommandierten die Befehle rücksichtslos und blindlings durchführen. Ihr Gehorsam allein ist die Garantie für das Gelingen der Pläne des Feldherrn, an den sie Vertrauen und Glauben bindet."

Ich warf ein, daß demnach diejenige Armee die schlagkräftigste sein müsse, die die stärkste seelische und körperliche Uniformität besäße. Die deutsche Nation, die auf einem im Grunde kriegerischen Volk erwachsen sei, habe darum die beste Armee besessen, weil sie diese Uniformität in weitestem Umfange erreicht habe.

„Selbstverständlich ist es so", versichertest du, „wir hatten einen sehr hohen Stand der soldatischen Disziplin erreicht, weil wir notfalls mit Härte diese Ausrichtung durchführten. Der Mann im Glied war nicht mehr freie Persönlichkeit im bürgerlichen Sinne, sondern war Soldat, der durch den Drill so weit im militärischen Ver-

band zu einer Einheit zusammengeschweißt wurde, daß er selbst im Unterbewußtsein jeden Befehl gehorsam ausführte. Der gleichmäßig ausgeführte Griff schon zwang ihn zu der Erkenntnis, daß er Teil eines Ganzen geworden war, das nur dann als einwandfrei im militärischen Sinne gelten konnte, wenn auch der kleinste Teil völlig fehlerlos arbeitete. Die Armee mußte ein Uhrwerk sein. Durch den Drill wurde erreicht, daß dieses Uhrwerk vorschriftsmäßig lief. Es bedurfte härtester Kleinarbeit, bis jeder Teil reibungslos sich in das Größere fügte."

Ich stellte hierzu fest, daß die Voraussetzung zum planmäßigen Ablauf dieses Uhrwerks allerdings die Gutwilligkeit des einzelnen Soldaten sei, der sich alle Mühe zu geben habe, daß jede Störung unmöglich gemacht würde.

„Richtig", sagtest du, „am Ende kommt es immer wieder darauf an, daß ein kämpferischer Geist die Truppe beseelt. Der Drill kann keinesfalls den Geist ersetzen. Die kaiserliche Armee hat oft den Fehler begangen, dem Drill die erste Stelle einzuräumen. Je größer aber die Aufgaben sind, die dem einzelnen Mann zuerteilt werden, und je höher seine Verantwortung ist, um so mehr kommt es auf seinen Geist an, auf seine Zuverlässigkeit, auf seine unbedingte Pflichterfüllung. Auch in einer großen, ausgezeichnet gedrillten Armee spielt in gefährlichen Augenblicken die Freiwilligkeit eine ausschlaggebende Rolle. Je mehr wir uns dem Ende des Krieges näherten, um so mehr erkannten wir, daß der Kampfgeist wesentlich wichtiger ist als der Gamaschendienst, der, wie es nun einmal nicht anders sein kann, zur Aufrechterhaltung der Disziplin unbedingt nötig ist. Man muß allerdings nie vergessen, daß eine Truppe, bei der alles „wie am Schnürchen klappt", noch

nicht unbedingt einen großen Kampfwert haben muß. Ebenso ist auch zu bedenken, daß eine verlotterte Truppe nur selten einen Wert hat. Der Kampfgeist einer Truppe spiegelt sich nicht zuletzt in ihrer Haltung, die allerdings nicht Folge des Drills, sondern ihres Ehrbewußtseins sein muß. Denke bitte an die alte preußische, stur gedrillte Armee, die bei Jena und Auerstädt unterging. Männer wie der Prinz Louis Ferdinand hatten sich vergeblich bemüht, der Armee einen Geist zu geben, der über den Gamaschendienst triumphierte. Die preußischen Soldaten schossen, gingen vor, luden, schossen, ganz so, wie es im Exerzierreglement vorgesehen war. Ihr Drill war so vorzüglich, daß sie auf dem Schlachtfeld standen wie auf dem Kasernenhof. Was zur Zeit Friedrichs des Großen richtig und möglich war, erwies sich bei Jena als völlig überlebt."

Ich fiel dir ins Wort. „Das heißt also, daß die Truppe völlig im Geist der freiheitlichen Ideen ihrer Zeit leben muß, und daß die Ideen auch die gesamte Heerführung beherrschen müssen, um der Truppe den wirklichen Kampfwert zu geben."

Du lächeltest über meinen Eifer. „Richtig! Der napoleonischen Heerführung waren die durchaus anständigen, aber geistig und seelisch rückständigen preußischen Generäle nicht gewachsen, und die freiheitlichen Ideen der an das Ideal einer neuen Zeit glaubenden napoleonischen Regimenter erwiesen sich als stärker, als rasanter als der Drill der preußischen Grenadiere. Napoleon konnte seine Soldaten fanatisieren, und die Preußen hatten keinen Friedrich mehr, der für sie das Ideal des preußischen Willens war. Gerade die Siege Napoleons beweisen, wie unerhört wichtig es für den Ausgang des

Kampfes ist, daß die Soldaten einen unerschütterlichen Glauben an die großen Aufgaben ihrer Zeit haben und ihre Ehre in der Erfüllung der diesen Aufgaben dienenden Pflicht suchen. Erst als aufs neue die preußischen Ideale nicht allein die Regimenter, sondern vor allem das Volk erfüllten und begeisterten, konnte der fast schon mythisch gewordene Napoleon überwunden werden. Hier erwies sich auch vor allem, daß der geballte leidenschaftliche Freiheitswillen eines Volkes stärker ist als jede imperialistische Idee, die ja nicht aus dem Blute, sondern aus der Überlegung erwächst."

Wir sprachen davon, wie überwältigend in seiner seelischen Größe, aber auch wie revolutionär in seiner Erkenntnis der Unüberwindlichkeit des völkischen Willens das Bekenntnis wirken mußte, das der preußische General von Clausewitz zu den großen sittlichen Triebkräften, die auf dem Schlachtfeld herrschen, ablegte.

Clausewitz ist als der moderne Begründer der Lehre von der Soldatenehre anzusehen. Er hat dem Drill der preußischen Armee die Forderungen und Erkenntnisse Kants beigegeben und damit die preußischen Regimenter ethisch weit über die sieggewohnten Armeen Napoleons sich erheben lassen.

Der geniale Scharnhorst verwandelte das Berufsheer in ein Volksheer und stellte damit das ganze Volk unter das Gesetz der soldatischen Pflicht und ließ es teilhaben an der Ehre, die Menschen durch den Verzicht auf persönliche Rücksichten und Wünsche über sich selbst hinauswachsen läßt.

Freiherr vom Stein begann die große preußische Revolution, die über die Stände und ihre Ehre hinaus die Nation und ihre Ehre erkämpfen wollte.

Die neuerstandene Soldatenehre ließ ein Volk 1813 in einem Aufstand von überwältigendem Ausmaß siegen. Preußen wurde ein soldatisches Volk und war damit Napoleon überlegen, der wohl über Völker, nicht aber über ein Volk befehligte!

Es war hell geworden.

Das Feuer war niedergebrannt. Wir schauten feindwärts und hörten auf das Echo der zahlreicher werdenden Schüsse.

„Es ist unbedingt erforderlich", so endetest du das Gespräch, „daß in jedem Volksheer der Zukunft die Ehre des Soldaten der herrschende Gedanke ist. *Das heißt aber, daß jeder Truppenführer darauf bedacht sein muß, den kriegerischen Instinkt nicht unter dem Drill verkümmern zu lassen.* Seine Klugheit wird sich darin erweisen, daß er bestrebt ist, die Tapfersten zu erkennen und von ihnen Besonderes zu verlangen. Dadurch wird er sich, ohne ihr ein besonderes Anzeichen zu geben, eine Kerntruppe schaffen, die immer wieder die Mannschaft emporzureißen vermag. Der Freikorpsgeist muß im Volksheer lebendig bleiben und die Besten beseelen, daß sie in der Erfüllung ihrer Pflicht durch die Freiwilligkeit ihrer Tat ein leuchtendes Zeugnis von der Ehre des Soldaten ablegen."



Wir nahmen unsere Waffen auf und schritten dem Kampf entgegen.

„Heute müssen wir marschieren
Weit in Feindesland hinein.
Und die Fahne, die wir führen,
Soll uns neue Heimat sein."

Die zweite Nachtwache

Von der Treue des Soldaten

Wir hatten schwere Kämpfe hinter uns, und unsere Reihen waren stark gelichtet. Nachschub zu bekommen, war ausgeschlossen, weil die Brücken zur Heimat abgebrochen waren und die Schergen des feigen Staates Jagd auf jeden Soldaten machten, den sein Herz geheißen hatte, sich zu uns an die verratene letzte Front zu begeben.

Wir waren enger aneinandergerückt und hatten uns das Versprechen gegeben, um so fanatischer zusammenzuhalten, je größer der Haß um uns wurde. Vor uns lag der Feind, unterstützt von den Waffen einer ganzen Welt, geführt von den fanatischsten Hassern alles deutschen Wesens, angespornt von der Liebe und dem Vertrauen eines besonders ehrgeizigen Volkes. Wir wußten, daß wir erst eine Heimat neu schaffen mußten

und daß wir bis dahin bestenfalls nur Gäste in Deutschland sein würden, wenn nicht gar Fremdlinge oder Verfemte.

Längst hatten wir alle billige Hoffnung auf Rettung fahren lassen. Wer sollte auch kommen, uns zu erretten? Und wohin sollten wir gerettet werden? Wir meinten, daß dort, wo wir standen, allein noch die Ehre Deutschlands lebte. Dort wehte unsere Fahne, und bei der wollten wir aushalten. Daß Wunder nicht von einem gnädigen Himmel fielen, wußten wir als Soldaten zu gut. Große Taten kommen aus großen Herzen, nicht aus verzagten Gebeten!

Uns blieb kein anderer Weg als der des unaufhörlichen Angriffs, der allein eine Möglichkeit bot, irgendwann einen überraschenden Erfolg zu erringen. Das war das große Abenteuer unseres Kampfes, der uns zuweilen wie ein Spiel mit großem Einsatz, aber auch mit großer Gewinnmöglichkeit erschien.

Seltsam gehoben durch unsere Pflicht und erhaben in der Einmaligkeit unseres soldatischen Abenteuers fühlten wir uns, daß wir stolz waren, in einer Zeit, da die meisten müde und verzagt geworden waren, als letzte die freiheitbringenden Waffen zu führen.



In dem niedrigen Schankraum einer Gastwirtschaft eines kleinen Dorfes saßen wir. Es mochte kurz vor Mitternacht sein.

Eine Kerze, in einen Flaschenhals gesteckt, gab gerade genug Licht, daß du, Kamerad, in deinem Nietzscheband, den du ständig bei dir trugst, lesen konntest. Bald aber legtest du das Buch aus der Hand und starrtest in die

flackernde Flamme. Wir sprachen darüber daß der Angriff auf den Annaberg erfolgt war, obwohl kurz vorher die Führer in diesem Unternehmen ihr Ehrenwort geben mußten, auf keinen Fall anzugreifen.
Du lachtest plötzlich auf, so daß ich erschrak. „Weißt du noch, daß es in der bürgerlichen Welt eine Ehrenvorschrift gab, nach der jeder, der sein Wort brach, Hand an sich legen mußte? Und wir sehen heute in diesem Ehrenwortbruch eine berechtigte Handlung, weil sie dem Freiheitskampfe diente." „Unser Rebellentum hat eben andere Gesetze", bestätigte ich.
Du nicktest. „Ich denke an das bekannte alte deutsche Wort, daß alle Ehre von Treue kommt. Daß wir in dieser Zeit der Treulosigkeit die Treuen sind, darüber haben wir schon gesprochen. Darüber besteht auch kein Zweifel. Und unsere Ehre bekommen wir bestätigt durch die Erfüllung unserer Pflicht der Treue gegenüber, aus diesem Wissen leben wir. Dieses Wissen gibt uns die Bestätigung unseres Kampfes, den Mut zum ständigen Angriff. Jetzt werden aber in Deutschland Menschen aufstehen und uns meineidig, wortbrüchig, ehrlos nennen."
„Wir haben gesiegt", warf ich ein, „und das rechtfertigt den Wortbruch." Du schütteltest den Kopf. „Nein, der Sieg ist nicht das Wesentliche. Unser Angriff hätte auch im Feuer zusammenbrechen können. Was dann? Hätten dann nicht unsere Gegner recht? Nein, nicht der Ausgang ist hier maßgeblich für die Beurteilung unseres Tuns, sondern allein die Gesinnung. Wir müssen den Stolz haben, in jedem Fall zu diesem Wortbruch zu stehen. Wir dienen einer höheren Treue, der Treue zu einer Idee, zur Nation. Und um dieser Treue willen muß jedes Opfer gebracht werden können. Sind wir nicht bereit, das Leben einzusetzen? Sind wir nicht auch

entschlossen, auf eigene Faust Verräter an Deutschland zu beseitigen? Wer weiß, ob nicht einmal eine Zeit kommt, die es erforderlich macht, daß wir einen Eid auf die Republik leisten müssen, um die Waffen für den Freiheitskampf zu retten. Ich wäre bereit, diesen Eid zu leisten, um ihn bei der ersten besten Gelegenheit zu brechen, wenn es die höhere Treue zur Idee erfordert." Ich muß einen Augenblick bei diesen Worten gestutzt haben, denn du legtest über den Tisch hinüber mir die Hand auf die Schulter.

„Ich weiß", fuhrst du fort, „daß sich das vielleicht grausam anhört. Aber bedenke doch, wie leicht wir vor diese Möglichkeit gestellt werden können. Einer schurkischen Regierung wäre es ein leichtes, tapfere und treue Männer durch einen Eid zu binden und dadurch das ungerechte Regiment zu verewigen. Die höhere Treue, zu der wir uns verschworen haben, steht also über jedem aufgezwungenen Eid. Auch der verräterische Staat hält seinen Eid für unlösbar. Die höhere Treue aber spricht uns von der Anklage des Eidbruchs frei, ja, sie verlangt von uns in gewissen Augenblicken den Wortbruch. Denke an Yorck, der sein Versprechen brach. Denke an alle großen Umwälzungen in der Geschichte. Sind sie nicht alle oder wenigstens zum größten Teil ausgegangen vom Bruch einer Verpflichtung auf Unwürdiges? Feige und verräterische Staaten versuchen, durch den Eid Menschen an einen unwürdigen Zustand zu ketten. Der Bruch dieses Eides aber soll eine Neuordnung der Werte ohne jede Heuchelei heraufführen. Kleine Herzen zerbrechen an solchem Konflikt, doch Soldaten wachsen in dieser Tat zur letzten einsamen Höhe eines be-

wußten und treuen Menschentums empor. Nur die Starken sind solchen unerhörten Opfers fähig. Ihre Empörung ist das Emporsteigen aus der Niederung des sklavischen Alltags, ihre Auflehnung ist der befreiende Widerstand gegen einen erdrückenden Zwang der Ungerechtigkeit, ihre Erhebung ist die Besinnung auf die wahren Werte der Ehre, und ihr Aufstand ist der Sturm gegen die Mauern des Verrates."

Wir schwiegen eine Zeit und sannen unseren Gedanken nach. Mein Herz schlug schneller bei deinen Worten. Gewiß, heute noch waren wir mit unseren Gedanken und Taten Rebellen. Vielleicht waren wir morgen schon Rechtsträger eines freien Reiches. Letzten Endes, das sagten wir uns immer wieder, bestimmte allein der endgültige seelische Erfolg das Bild, das die Geschichte von einer revolutionären Tat zu zeichnen pflegt. Unsere Aufgabe bestand, wenn wir es schon wagten, unsere Tat als geschichtswürdig zu betrachten, darin, die gefährdeten soldatischen Werte zu erhalten. Wir fühlten uns verpflichtet, der Idee des Kriegertums die Treue zu halten, und diese Idee wiederum zwang uns, um jeden Preis der Minderung des Reiches entgegenzutreten.

„Der Wortbruch", so faßte ich zusammen, „tritt in der Regel erst dann ein, wenn der Soldat keine andere Möglichkeit mehr sieht, der Gefahr der Zerstörung des Reiches zu begegnen, als durch den Aufstand, der ihn zum Bruch mit den legitimen Gewalten führt, die durch ihre Torheit, durch ihre Feigheit oder durch ihre offensichtliche schurkische Bestechlichkeit mit dem Verzicht auf Recht und Macht ihr Leben zu erkaufen trachten. Dann aber waren es immer diese feige gewordenen legitimen Gewalten, die sich des Treubruches schuldig machten, indem sie die Gebote der Ehre verachteten, und die Soldaten, die im Wissen um die zwingende Notwendigkeit

ihres Tuns in stolzer Selbstgerechtigkeit und Selbstverantwortung die Fessel des blindgerechten Eides, der nur sehr äußerlich und zum Scheine sie an das dem Untergang und dem Verderben geweihte Schicksal einer treulosen und ehrvergessenen Gewalt binden wollte, abstreiften, waren die Vollstrecker des freiheitlichen Willens der Nation. Es ist demnach keine Spitzfindigkeit, wenn wir sagen, daß die Treue des Soldaten zur gegebenen Zeit den Wortbruch geradezu fordert, ja, daß sie ihn zur Rebellion gegen morsche Systeme zwingen muß."

Die Kerze flackerte unruhig. Umständlich nahmst du eine kleine Schere und schnittest den Docht zurecht.

„Die Treue des Soldaten ist die stärkste Stütze eines anständigen und gerechten Staates, der sich seiner Pflicht bewußt ist, aber auch die grausamste Bedrohung für jeden verräterischen Staat, der aus der Feigheit und der Niedertracht geboren ist. Mich wundert es nicht, daß die Republik von Weimar soldatenfeindlich ist. Weil sie selber treulos ist, muß sie mit unserem Wortbruch rechnen, und wenn wir ihr nicht den Gehorsam aufsagten, würden wir selber zu Recht der Treulosigkeit geziehen werden können."

Du sahst mir eine Weile prüfend in die Augen. Dann fuhrst du fort.

„Vielleicht könnte uns jetzt einer mit dem Vorwurf hänseln wollen, wir stellten eine Philosophie des Soldatentums auf. Dabei aber sind wir alles andere als

blutleere Dogmatiker und Theoretiker. Wir haben nur die Pflicht, die Grenzen und die Weiten unseres Handelns zu übersehen, um in diesem Wissen treu zu sein. Wir unterscheiden uns von den Landsknechten, die bald für dies und bald für das kämpften, durch die heiße Sorge unseres Herzens, daß wir den Weg der höheren Treue nicht verfehlen. Den Landsknecht band der Vertrag, den er mit seinem Auftraggeber abschloß. Die Vertragstreue ist seine sehr kleine äußerliche Ehre. Und wer da glaubt, uns durch Eide an einen unwürdigen Auftrag binden zu können, will uns zu Landsknechten erniedrigen, den aber halten wir uns berechtigt, mit derselben Waffe, die er uns gab, damit wir durch unser Blut seine Willkür schützten, umzubringen."

Mein Atem ging rascher, als ich diese Worte hörte.

Du trommeltest hat mit den Fingern auf den Tisch.

„Vielleicht hört sich diese Lehre grausam an. Sie ist es nicht. Sie ist gerecht. Revolutionär ist sie nur darum, weil sie die zu Unrecht aufgestellten Scheinwerte stürzt. *Soldaten werden immer das wache Gewissen einer Nation sein, weil ihre Treue die Bestätigung sucht, und dieses Suchen verscheucht den Schlaf und alle Gleichgültigkeit. Die Zeiten der Erniedrigung Deutschlands waren immer auch die Zeiten, da der Soldat vom Felde, auf dem die Geschichte gemacht wird, abtreten mußte.*"

Ich stimmte dir aus vollem Herzen zu.

„Ich glaube, daß Deutschland in die tiefste Nacht fallen wird, wenn wir von der Fahne weichen und müde werden. Selbst wenn unser Sturmlauf erfolglos bliebe, ist doch unsere Gegenwart wichtig, weil sie eine soldatische,

ehrliche Sprache spricht. Darum müssen wir ausharren in allem Leid, in aller Enttäuschung, in allem Ekel."

Ich unterbrach mich. „Warum sprechen wir davon? Ist das nicht alles selbstverständlich?"

Du schütteltest den Kopf.

„Selbstverständlich ist alles und nichts. Wer weiß, ob nicht einmal wieder üppige und satte Zeiten heraufsteigen werden, in denen die Menschen das Leid, das neben der wahren Treue wohnt, vergessen wollen. Dann werden die Sehnsüchtigen und die Ahnenden kommen und uns Fragen vorlegen. Da ist es gut, wenn wir schon jetzt um die Antwort wissen und nicht in der Truhe der Erinnerung zu suchen brauchen."



Die Treue des Soldaten, so hatten wir erkannt, erweist sich in der Überwindung. Gebirge der Versuchung türmen sich vor ihm auf. Und alle Gründe bürgerlicher Vernunft wollen den Krieger überreden, von dem gefahrvollen Weg der Überwindung, der vom Grauen der Abgründe umlauert ist, abzulassen und sich in den behaglichen Niederungen der Geborgenheit anzusiedeln. Was aber treibt den Soldaten, auf die Sturmsignale seines kriegerischen Schicksals zu achten und Ohr und Herz den Einflüsterungen bürgerlicher Vernunft zu verschließen?

Die große Tat, die in der Zukunft der Erfüllung wartet, entsendet eine eigentümliche Kraft, einen lebendigen Strom, der die Herzen der Krieger unruhig werden läßt, der sie höher schlagen macht und ihnen eine Sehnsucht einpflanzt, die den Kriegern den Weg zur Erfüllung

weist. Der Instinkt des Soldaten wittert nicht nur die Gefahr, sondern vernimmt den Ruf der Stunde. Das ist das Geheimnis, daß in gefährlichen Zeiten die Krieger den rechten Augenblick, da das Schicksal zur Geschichte gestaltet werden will, erfassen. Und: nur die Soldaten sind die Former des Schicksals!

„Die Kameradschaft", sagtest du, „ist die Zusammenfassung der Soldaten, die sich zum gefährlichen Leben der Tat bekennen und in der Erfüllung der Pflichten und Forderungen dieses gefährlichen Lebens ihren schicksalhaften Beruf sehen. Kamerad ist, wessen Seele die Züge des kriegerischen Willens trägt. Es gibt kein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Tapferen und Feigen. Nicht die Uniform trägt die Abzeichen des Soldatentums, sondern allein das tatbereite, mutige Herz. Die Uniform ist nur das Symbol, daß Soldaten unter einem Befehl stehen, der als Voraussetzung die Disziplin fordert. Das gemeinsame Erleiden bringt dann die erste Auslese derer zutage, die sich und die Schrecknisse des Leides überwunden haben. Die Größe der Gefahren und die ständige Erschwerung der Pflichterfüllung heben immer deutlicher die wahren Krieger aus der Schar der Kommandierten heraus, und schließlich stehen auf dem Berge der Freiheit die Einsamen, die Erkorenen, die Wächter der Nation und hüten das Feuer der Begeisterung, das die Nacht der Gleichgültigkeit erhellt."

„Kameradschaft", fuhrst du nach einer Weile fort, „ist die Gemeinschaft der Treuen, die um ihre Verantwortung wissen, das aber heißt, daß sie dem Rufen der Stunde Antwort zu geben wissen. Das Echo ihres Herzens ist die bedenkenlose Tat. Nur wer sein Wissen

mit der Tat vereint, vermag ein Leben der vollkommenen Treue zu führen."
Ich sann deinen Worten nach. Und während du begannst, mit schnellen Schritten im Zimmer umherzugehen, führte ich deinen Gedanken fort.
„Man nennt uns im Gegensatz zu den tatenlos dem Untergang zusehenden Bürgern Aktivisten. Ein Aktivist ist demnach der soldatische Mensch, der den unwürdigen Zustand mit seinem aufrührerischen und empörerischen Tun überwindet und die Beharrung durch die Bewegung ablöst. Sein Aktivismus ist die Folge der Treue seines Herzens, die ihn für die Freiheit fechten heißt."

Du hattest das Fenster geöffnet. Der süße, schwere Duft der Nacht drang in den Raum, und ein leiser Wind bewegte die Flamme der Kerze. Längst schon waren unsere Gedanken weitergegangen. Wir hatten von der Tatsache gesprochen, daß der Krieg mit seiner Majestät die kleine Eitelkeit überwinden macht und nur die wahren Werte gelten läßt. Die Herbheit des Todes ist zu gewaltig, als daß Schmeicheleien und die Torheiten der bestechlichen Eitelkeit in seiner Nachbarschaft gedeihen könnten. Hatte nicht schon, ganz äußerlich gesehen, der Krieg alle die Flitter von den bunten Uniformen der Regimenter genommen und den Soldaten in das schlichte, erdige Grau gekleidet? Söhne der Erde, aus der sie geboren waren, für die sie kämpften, bluteten und starben, waren die Soldaten wieder geworden. Die Erde war nicht nur die Stätte des Kampfes, sie gab Herberge und Schutz im Leben und im Tode. Aller Tand sank zu Boden, alles, was nicht wesentlich zum Kampfe

gehörte, verlor sich in den Erschütterungen des ernsten und erhabenen Ringens, bis der Geläuterte, der Wesentliche, der Krieger erstand, der nur seinesgleichen achtete und im Verband der Kameraden verbissen, trotzig und treu kämpfte,ohne daß der Eid seines Herzens einer Formel sich zu bedienen gebraucht hätte. Unser Gespräch war auf die Frage des soldatischen Zwanges gekommen. Wir Freikorpsleute waren samt und sonders Freiwillige. Wir wußten, daß uns die Feigen Narren nannten, die ihr Leben mutwillig und ohne Zwang aufs Spiel setzten. Nun mag es wohl stimmen — wir vermochten es nicht zu entscheiden — daß der Soldat um ein hohes Ziel spielt. *Dieses Ziel ist die Freiheit, und der Einsatz ist sein Leben, das er immer wieder wagen muß.* Es mag wohl stimmen, daß der Soldat mit dem Tode um sein Leben spielt. Und der wirkliche Krieger verspürt den Reiz der Gefahr, und es soll auch nicht bestritten werden,. daß er ihn irgendwie liebt. Aber darum ist doch der Krieger nie und nimmer ein Selbstmörder! *Ohne Einsatz des Lebens wird nie das letzte Ziel der Nation, die freie Entfaltung ihres Lebenswillens, erreicht werden können. Die Nation bedarf des Einsatzes jenes opfermutigen Lebens der Soldaten, die als letzte Freiheit ihres Handelns die Bindung an ihre kriegerische Pflicht erstreben. Sie bedarf ihrer, um Ewigkeit auf dieser Welt zu erlangen.*

Du nicktest. „Längst schon gibt es keine Kriegerkaste mehr. Der Soldat unserer Zeit lebt in der Dämmerung des Alltags, bis ihn die Pflicht im rechten Augenblick aufruft zur Wanderung auf die Höhe seines Lebens. Das Reich seiner Sehnsucht ist verborgen, bis die ge-

fährliche Stunde dieses Reich aufglühen läßt in den Herzen der Tapferen. Eine verborgene Front der Aktivisten baut sich schon im Alltag auf. Diese Front wächst aus dem Willen der pflichtbewußten Soldaten, nicht durch den Befehl.

Der seiner Verantwortung gehorsame Staat weiß, daß er nicht nur den Tapferen das Wehrrecht nicht vorenthalten darf, ohne daß gerade die wertvollsten Glieder dieses Staates absterben oder sich empören müssen. Er weiß, daß über die Wehrpflicht aller dem Staat nützlichen Männer hinaus die Dienstpflicht erforderlich ist. Zum Dienen ist jeder verpflichtet, der in der Gemeinschaft lebt und erwartet, daß ihn die Gemeinschaft trägt. Ohne dieses Dienenmüssen des Einzelnen würde eine Gemeinschaft sehr schnell im Kampf aller gegen alle untergehen.

Die Wehrpflicht ist nur ein Ausschnitt aus der allgemeinen Dienstpflicht. Ein in sich gesunder Staat gibt jedem Mann die Möglichkeit, durch das Dienen den Beweis der Tüchtigkeit zu erbringen. Er gibt damit wiederum in das Leben des Einzelnen die Stunde der Bewährung und damit die Möglichkeit der Auslese und des Wachstums durch den Willen.

Ein müder und kranker Staat, der aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit seiner Bürger die Dienstpflicht nicht zum Gesetz seines Volkes macht, bleibt immer auf die Willkür des Wachstums seiner Angehörigen angewiesen. Es bleibt ihm damit verwehrt, Menschen zu erziehen, zu formen und damit nutzbar zu machen.

Ich gab dir recht. „Sieh dir die Staaten der großen germanischen Völker außerhalb der Grenzen unseres Reiches an. Ihre Menschen haben dasselbe Blut in den Adern wie wir. Aber weil ihrem Blute die kriegerische

Leidenschaft erstarb, als der Willen zur unbedingten Freiheit betäubt wurde, wurden jene Staaten alt und friedlich. Nur wenige Freiwillige aus ihren Ländern kämpften im Weltkrieg auf unserer Seite. An das Herz der meisten drang nicht mehr der Schlachtruf des Nordens. Sie fühlten sich sicher und glücklich in ihrer Friedfertigkeit und vielleicht auch gerechter. Sie wollten nichts davon wissen, daß sie sehr leicht in den Untergang des Nordens hätten gerissen werden können, wenn über Deutschland das jüdische Chaos gekommen wäre. Ihre Neutralität war keine Klugheit, sondern Schwäche und Kurzsichtigkeit. Weil ihr Instinkt müde und stumpf geworden war, suchten sie ihr Heil, daß heißt ihren Vorteil, in der „Neutralität".

Du lächeltest.

„Gibt es überhaupt eine Neutralität? Ich meine, dieses Wort ist von Händlern geprägt. Der Krieger kennt es nicht. Wo Kriege geführt werden, kämpfen auch Ideen. Und die Ideen wiederum fordern die Instinkte zum Kampf. Da aber scheiden sich die Geister. Wer kann „neutral" sein, wenn es um Recht und Freiheit, um Untergang und Sklaverei geht? Die Kurzsichtigen und Instinktlosen, die Unentschossenen und Feigen mögen noch die anständigeren unter den „Neutralen" sein. Der weitaus größte Teil von ihnen aber sind die Aasvögel des Krieges, die Leichenfledderer und Schakale. Weder gut noch böse sind die „Neutralen" im Augenblick der Gefahr, in der Stunde der Entscheidung. Aber wenn die Würfel gefallen sind und ersichtlich wird, wo der Sieg steht, schlagen sich diese Händler des Lebens auf die Seite des Erfolges und mühen sich, diese Seite als gerecht und

edel zu preisen und damit ihrer Leichenfledderei ein moralisches Vorzeichen zu geben.

So ist es in der großen Welt der Politik, und in der kleineren des Alltags ist es auch nicht anders. Sieh dir die Geborgenen an. Was sind sie denn anders als die „Neutralen" des Schicksals? Sie unterdrücken mit Hilfe ihrer Religionen und Morallehren die kriegerischen Instinkte, um die wahre „Lebensweisheit" zu erlangen. Diese Weisheit aber heißt sie, auf die Seite des Erfolges zu treten, den Entscheidungen aus dem Wege zu gehen, mit Wölfen, das heißt mit der jeweiligen Mehrheit, zu heulen, sich mit den gegebenen Tatsachen abzufinden und in jedem Falle das Schäfchen ins Trockene zu bringen."

Dein Gesicht hatte sich verzogen. Erbitterung und Ekel stand in deinen Zügen zu lesen.

„Sie wollen unserm Volk den kriegerischen Instinkt und damit die Ehrauffassung und die Bereitschaft zur bedingungslosen Pflichterfüllung nehmen, indem sie ihm vorreden, Wehrrecht und Dienstpflicht seien mittelalterliche Überbleibsel, unwürdig einer aufgeklärten Menschheit. Pfui über diese Unentschiedenen aus Berechnung!

Pfui über die Händler des Zauderns!

Wer seinem Blute treu ist, der haßt die „Neutralität", der verachtet die Berechnung. Der Treue ist ein Mann der Entscheidung, des Bekenntnisses. Der Krieger ist kein Beutemacher, der Sieg steht ihm zu hoch, als daß er ihn entweihen könnte durch die Hoffnung auf Be-

reicherung. Sein Eroberertum krönt sich mit der Ehre, deren Ruhm nicht verdunkelt wird durch die Erwerbsgier des Händlers."

Wir dachten daran, daß auch die Gier Menschen zu Taten anzuspornen vermag. Aber dadurch unterscheiden sich die Krieger von den Bestechlichen, daß sie nicht haltmachen, um zu plündern, daß sie ihre Zeit nicht verschwenden auf Bereicherung und persönliche Vorteile, daß sie sich nicht sättigen. *Denn die Gesättigten sind unfähig zu weiterem Kampfe.* Es gehört zur Kriegslist, dem Feinde Werte in die Hand zu spielen und dann zu warten, ob er sich instinktlos sättigen und in einen tiefen Schlaf fallen wird. *Unterliegt der Krieger der Versuchung, so ist es ein leichtes, ihn über der rasch erworbenen Beute zu erschlagen.*

Der Sieg ist eine der vielen Belastungsproben für den Treuen.

Die Ehre des Soldaten bewahrt ihn davor, in Üppigkeit zu schwelgen. Sein Verzicht auf die Sättigung und die zufriedene Geborgenheit entspringt einer höheren Einsicht, einer geläuterten Vernunft.

Die Schlauheit des Alltags mag schmunzelnd über einem Besitz sich zufrieden geben, der Krieger weiß, daß auch der größte und scheinbar sicherste Besitz zerinnt, wenn Menschen sich der süßen Müdigkeit ergeben.

Lange saßen wir schweigend.

Die feuchte Dämmerung ließ uns erschaudern.

Wir waren froh, als endlich Kameraden kamen.

„Seht, wohin wir jetzt marschieren,
Ist das Ende dieser Tage,
Ist das Land voll Blut und Eisen,
In dem nur wir Männer walten.
Müßtet ihr uns auch verlieren,
Lehrt die Söhne diese Sage,
Lehrt die Söhne unsre Weisen,
Daß sie uns die Treue halten.

Einmal werden sie dann wissen,
Wenn sie unsre Wege schreiten
Und die fernen Lande finden,
Die wir ihnen einst erworben,
Daß die Väter sterben müssen,
Um die Söhne zu geleiten.
Wenn sie sich mit uns verbinden,
Sind wir nicht umsonst gestorben."

Die dritte Nachtwache

Die hohe Liebe des Soldaten

Wir verheimlichten uns nicht, daß wir ein Grauen empfanden, wenn wir an eine Zukunft dachten, die uns eines Tages von den Schlachtfeldern fort in Berufe schicken würde, die nichts anzufangen wüßten mit

unserer Haltung, mit unserer Sehnsucht, mit unserer Liebe zum gefährlichen Leben, mit unserer Selbstverantwortlichkeit dem Schicksal gegenüber.

Schiller hat schon recht gehabt mit seinem Wort: Der Soldat allein ist der freie Mann!

Die kleinen Ängste des Lebens, die Sorgen des Berufs, die nebensächlichen Ärgernisse des Alltags: in ihrer Gesamtheit bilden sie eine Mauer, die groß genug ist, den Ausblick auf den freien Himmel zu versperren.

Erst der Kampf hatte uns dazu erzogen, alle kleinlichen persönlichen Nöte gering zu achten. Er hatte uns dazu verholfen, uns in unserm eigenen Herzen zu finden und unsere Bedeutung zu messen mit den Maßen der Pflicht. Wir hatten erkannt, wer wir waren. Pflicht und Tat waren die Pole unseres Denkens geworden.

Und das sollte eines Tages nicht mehr sein?

Eines Tages sollten wir uns wieder messen lassen mit den Maßen des Nutzens, den wir dem Alltag und seinen Einrichtungen zu bringen hatten? Sollten uns selber wieder richten nach den Hurtigen und Schlauen? Sollten teilnehmen an ihrem verächtlichen Wettlauf nach dem Vorteil der Minute? Der Kampf hatte uns dazu erzogen, daß wir uns nicht mehr richteten nach den Meinungen derer, die sich lebenstüchtig dünkten, wenn sie äußerliche Erfolge zu buchen vermochten. Wir hatten unser Maß in uns selber gefunden. Wir waren stolz und selbstbewußt genug, uns nach uns selber zu richten. Der hohe Mut des Kriegers, so wie wir ihn empfanden, so wie wir in ihm lebten, hatte nichts zu tun mit Hochmut. Aber das Kleine zu verachten, um dem Großen zu dienen, schien uns dem Leben einen

Adel zu geben. Erst das Außergewöhnliche, das Gefährliche würzte uns die Kost des Daseins.

In unserer Welt gab es weder Langeweile noch Ratlosigkeit, sie war vielmehr erfüllt von einer eigenartigen Spannung, von dem Hochgefühl der ständigen Bereitschaft.

Bei aller Aussichtslosigkeit unseres Freikorpsunternehmens, das seinem bitteren Ende zuzugehen schien, erschien uns die Rückkehr in die Heimat und in die uns demütigenden Verhältnisse wie ein drohendes Verhängnis. Wir konnten verstehen, daß so mancher unserer Kameraden jetzt mit einer Verbissenheit sondergleichen kämpfte und seine Kugel mit einer gewissen Erleichterung empfing. Wir selber wehrten uns gegen das Gefühl der Angst vor einer friedsamen, pazifistischen Zukunft und wollten auch nichts davon wissen, uns absichtlich den Kugeln auszusetzen. Gleichwohl konnten wir die Gedanken nicht verscheuchen, die uns einflüsterten, daß der Soldatentod ein stolzer und begehrenswerter, willkommener Ausweg war.

Wer einmal in der Freiheit des Soldaten gelebt, bewußt gelebt hat, für den hat jedes geborgene Dasein etwas Abschreckendes. Der wartet in den Jahren eines müdemachenden Friedens stündlich auf das Signal zur Schlacht. Für den sind die Jahre des Friedens überhaupt nur erträglich in der Hoffnung, daß eines Tages wieder die Morgenröte der Gefahr zu kommenden Taten heraufzieht.

Die Nacht war unheimlich grau. Der Himmel war von Wetterwolken verhangen, daß weder der Mond noch die Sterne zu erkennen waren.

Wir standen auf Feldwache, mein Kamerad. Nicht weit von uns erhob sich der frische Hügel, der den toten Leib eines Kameraden deckte, der tags zuvor gefallen war. Der Wind raunte um das Grab.

Hin und wieder warfen wir einen scheuen Blick hinüber. Verhalten waren unsere Stimmen. Ich selber wußte nicht recht, ob ich mit Rücksicht auf den Toten oder aus Vorsicht vor dem nahen Feind meine Stimme zum Flüstern dämpfte.

„Wer jetzt fällt, braucht die Heimat und das Elend nicht zu sehen."

Du schütteltest unwillig den Kopf über meine Worte.

„*Der Tod als Ausweg ist eine Feigheit.* Man soll ihn nicht rufen und nicht suchen. Ich hasse den Choral der Frommen: Komm, süßer Tod! *Der Tod soll uns bereit finden, aber nicht mehr.* Wir müssen unser Schicksal in seiner vollen Größe bestehen, uns bleibt keine Wahl. *Mut ist nur dort, wo wir das Leben mit all seinen Verflechtungen auf uns nehmen, um es nach unserem Willen und nach unsern Erkenntnissen zu gestalten.* Was weißt du denn von dem, was uns in Zukunft erwartet? Was weiß ich davon? *Wir können nur immer gerüstet sein, das ist alles. Das aber ist auch die letzte Lebensweisheit des Soldaten.*"

Ich schlug den Kragen hoch, weil mich fröstelte.

„Der Staat wird Jagd auf uns machen, wenn wir in die Heimat kehren sollten. Er wird uns verfemen, uns in die tiefste Not stoßen."

Du machtest eine verächtliche Bewegung.

„*Not ist nur dort, wo der Mensch an sich verzweifelt.* Armut und Verfolgung können auch

den männlichen Trotz, die Auflehnung der Herzen und damit die Mobilmachung aller wirklichen Werte heraufführen. Wir müssen eben lernen, uns mitten in der Heimatlosigkeit eine Heimat zu schaffen."

Nach einer Weile fuhrst du fort, Kamerad.

„*Unsere Heimat ist dort, wo unser Herz ist, und das ist bei Deutschland, das trotz allem da ist.* Es ist nur verhüllt wie der Mond, den die Wolken nicht für alle Zeit verhängen können. Wir kehren in eine trostlose Fremde zurück, die uns nicht fremder sein kann als irgendein fernes Land. Aber darum geht es, daß wir in diese nahe Fremde unser Kriegertum tragen als Licht. Und unsere Gesinnung nehmen wir mit als lebendiges Vermächtnis, das uns fordert und zwingt, zu wachen und zu rufen, bis die Fremde wieder Heimat wird. Unser Eroberertum müssen wir als Keim in die deutsche Erde pflanzen."

Mein Herz war schwer, und deine Worte vermochten nicht, mir Trost zu geben.

„Ist dann nicht alles umsonst gewesen?"

Du fuhrst mich mit harten Worten an.

„Schäme dich deiner Verzagtheit. Weißt du denn nicht, daß es für einen Soldaten niemals ein Umsonst gibt? *Kein Gras wächst umsonst, keine Blume blüht umsonst, keine Tat ist umsonst, kein Gedanke wird umsonst gedacht, kein Herz hat je umsonst geglüht.*"

Dann wurde deine Stimme wieder leiser.

„Wir sind nur aus dem Denken an das Glück herausgewachsen, von dem die Geborgenen träumen. Laß doch die andern in ihrem Traume selig werden, was kümmert

uns das. Für uns heißt glücklich sein nicht mehr: Zufriedenheit finden im Genuß. Glücklich sein heißt für uns, daß wir unserer Idee dienen, daß wir die aus der Idee erwachsenen Pflichten erfüllen dürfen. Das ist inmitten aller Enttäuschungen des Alltags das erhebende Wissen um unsere Hohe Liebe, daß wir die Minnesänger unseres Jahrtausends sind. Wir singen in die heute noch tauben Ohren unserer Zeit die Botschaft kommender Herrlichkeit der Soldaten. Ist diese Sendung nicht herrlicher, als alle Not erdrückend sein kann? Wir gehen in den Taumel unserer Gegenwart mit der Verkündigung: Ich bin glücklich, weil ich dienen darf! Diese Botschaft läßt uns das Haupt höher tragen, Kamerad. Das Leuchten unserer Augen ist der Abglanz der Welt des Stolzes in unseren Herzen. Den Feigen mag dieses Leuchten dämonisch erscheinen. Wir aber wissen, daß es Glanz vom großen Lichte jenes heiligen Berges in Mitternacht ist. Solange noch das Leuchten in unseren Augen ist, gibt es Kunde davon, daß wir inmitten aller Furchtsamen ein Leben der Freiheit zu führen vermögen. Wir wollen Sorge tragen, daß wir das Leuchten nicht verlieren."

Wir sprachen davon, daß es unsere Aufgabe sein würde, junge Menschen zu Kriegern zu erziehen. Nicht, daß wir sie das Waffenhandwerk lehren wollten. Dazu bedurfte es anderer Lehrmeister. Wir wollten vielmehr ihre Seelen aus dem Taumel um den Genuß reißen und ihren Herzen Richtung geben auf das Land der Freiheit und der erhabenen Pflicht.

Noch wußten wir nicht, wohin wir unsere Schritte lenken sollten und wo wir in Deutschland oder weit draußen in der feindlichen Welt unser Brot einst essen würden. Mit uns ziehen aber sollte das Wissen von der Größe befreiender Tat. Dieses Wissen zu verkünden, sollte unser Auftrag sein.

„Vielleicht", so sprachst du, „wird in künftigen Zeiten wieder einmal die Jugend Deutschlands in die Kasernen einrücken, um sich im Gebrauch der Waffen zu üben. Zu diesem Handwerk wird es auch wieder des Drills bedürfen. Ich weiß es vom kaiserlichen Heer noch zur Genüge, daß sehr oft der junge Soldat zunächst Angst vor der Waffe bekommt, ja, daß er in der Waffe eine Last erblickt, daß er sie zu hassen beginnt und ernsthaft meint, sie sei nur zu Appellzwecken bestimmt. Die Angst vor der Waffe ist zwar nicht so stark, daß sie in soldatischen Herzen die Freude an der kriegerischen Tat zu ersticken vermag, sie ist aber immerhin mächtig genug, Unentschlossene zu Feinden der Gefahr zu machen und den Willen zur Wehrhaftigkeit zu lähmen. Die Lehrmeister in den Kasernen sind sicher auch nicht in allen Fällen in der Lage, den kriegerischen Instinkt zu wecken und zu formen. Sie werden sich häufig damit begnügen müssen, durch Zucht und Unterweisung eine Uniformierung der Bereitschaft und eine möglichst weitgehende Beherrschung der militärischen Mittel zu erreichen. Daß darüber hinaus die Waffenliebe, die aus dem Wissen um die Tatsache, daß die Waffe das entscheidende Werkzeug zur siegreichen Durchführung des Freiheitskampfes ist, in die Herzen der Sehnsüchtigen gepflanzt wird, ist unsere unermeßlich bedeutsame politische Aufgabe.

Wir müssen dafür sorgen, daß die Kette kriegerischen Aufstandswillens, der im Schwert den stahlgewordenen Befehl der Seele sieht, nicht abreißt. Wir Einsamen sind die Brücke zwischen dem kämpferischen Preußen von gestern und dem soldatischen Deutschland von morgen. Darum sterben wir nicht umsonst. Darum ist unser Kampf mehr als beispielgebend: er erhält das seelische Leben der Nation!"

Ich dachte nach, und es schien mir, als ob ein Leuchten über dem frischen Grabhügel stand. Was würde das für ein Leuchten sein über Deutschland, wenn aus allen Gräbern, die die Leiber derer deckten, die für die Freiheit einst gefallen waren, ein Glänzen sich erhöbe? Nie mehr könnte es dann Nacht über Deutschland sein.

Aber genügte es nicht, wenn in Zeiten der Dunkelheit Krieger zu den Jungen sprächen, um ihre Herzen aufglühen zu machen, so daß die Seele mit ihren feinsten Schwingungen den Glanz der Gräber wahrzunehmen vermöchte?

Wir waren dazu da, so glaubte ich, durch unser Beispiel dem Mut der Kommenden ein klares Ziel zu geben. Und die Hohe Liebe zum Kampf mit der Waffe sollte ständig den Instinkt zur kriegerischen Bereitschaft, der höchsten Äußerung der Politik, wach halten und vor jedem Abirren bewahren.

„Wir müssen selber jener Stachel der Unruhe sein", sagte ich, „der den Leib unsers Volkes, den Staat, in satten und feigen Zeiten zu quälen vermag. Wir müssen den Leib, und sei es mit Gewalt, daran hindern, sich der müßigen Ruhe, die den Instinkt und den Willen ab-

sterben läßt, hinzugeben. Wir haben immer wieder jenes alte Lied der Waffenliebe anzustimmen:

> Ich habe Lust im weiten Feld
> zu streiten mit dem Feind
> wohl als ein tapfrer Kriegesheld,
> der's treu und ehrlich meint.
> Wohlan, die Fahne weht!
> Wohl dem, der zu ihr steht!
> Die Trommeln schallen weit und breit:
> Frisch auf, frisch auf zum Streit!

Man wird uns vielleicht noch lange Jahre hindurch als „Ruhestörer" ansehen, uns fluchen oder über uns lächeln, bis man einzusehen beginnt, daß ein Volk stirbt, wenn es keine kriegerische Ehre mehr hat, und daß eine Nation ohne Soldatenfreiheit nicht zu leben vermag."

Du nicktest.

„*Jeder seiner Verantwortung vor der Nation bewußte Staat muß Spannungen zu schaffen wissen, denn allein aus Spannungen entsteht der befruchtende Strom der Ideen.* Dazu aber lebt der Krieger in seiner Zeit, daß diesen Spannungen ein Ausgleich wird. Daß der Krieger sich dabei selbst verzehrt, ist sein Schicksal und seine Berufung. Seine Größe liegt darin, daß er mit seiner Hohen Liebe sein Los zu verklären, daß er dem Leid den Schrecken zu nehmen vermag. Sieh dir die Jugend eines Staates an, die nicht in Spannungen lebt: eine solche Jugend muß verfaulen oder in ein fernes Elend wandern. Auf allen Schlachtfeldern der Erde blutet sie sinnlos im Dienste fremder Völker. Nicht die Jugend ist schuld, wenn sie dem

Abenteuer, diesem Lockvogel der Gefahr, nachjagt. Die Schuld trägt allein der Staat, der die Soldatenfreiheit in eine unwürdige Landsknechtschaft zu stoßen trachtet, nur, damit seine friedsamen Bürger ungestört ihren Geschäften nachgehen können, die auf einer Täuschung über das wahre Gesicht der Welt und der sie bewegenden Mächte beruhen. *Indem wir für die Ehre des Kriegertums kämpfen, kämpfen wir für die Ewigkeit des Volkes, das ist der Stolz, der uns jede unwürdige Lage anzugreifen und zu überwinden heißt.* Daß wir die Versuchungen des in seiner Geborgenheit geruhsamen Alltags und die Verlockungen des Genusses, den die Freuden des leidlosen Glücks im Winkel verheißen, überwinden, erhebt uns in jene Bezirke soldatischer Freiheit, in denen zu atmen das Vorrecht der Erlesenen ist. *Diesem gesteigerten Leben, diesem Höhenflug in die unantastbare Erhabenheit erlauchter Einsamkeit gilt unsere hohe Liebe.*"

Über unserem Gespräch waren die tiefhängenden Wetterwolken von dem auffrischenden Winde zerfetzt worden. Klar und kalt schien der Mond vom Himmel und tauchte die Welt um uns in ein fahles, grünliches Licht.

Wir schwiegen und schauten zum Feind hinüber.
Unser Herz aber suchte den Weg in die Zukunft.

Die Werke von Kurt Eggers

Hutten, Roman eines Deutschen .... Propyläen-Verlag
Der junge Hutten .... Gustav Weise-Verlag
Der Berg der Rebellen .... Schwarzhäupter Verlag
Herz im Osten, Der Roman Litaipes, des Dichters
Deutsche Verlagsanstalt
Tausend Jahre Kakeldütt, Ein lustiger Roman
Schwarzhäupter Verlag
Tagebuch einer frohen Fahrt .... Gustav Weise-Verlag
Hutten, eine Studie .... Hanseatische Verlagsanstalt
Der Tanz aus der Reihe .... Volkschaft-Verlag

*

Deutsche Gedichte .... Chr. Kaiser-Verlag
Schicksalsbrüder, Gedichte und Gesänge Deutsche Verlagsanstalt
Sturmsignale, Revolutionäre Sprechchöre Arwed-Strauch-Verlag
Der Deutsche Dämon, Neue Gedichte und Gesänge
Schwarzhäupter Verlag
Kamerad. Gedichte eines Soldaten ... Schwarzhäupter Verlag
Ich hab's gewagt, Huttengedichte .... Widukind Verlag
Das Ketzerbrevier .... Volkschaft-Verlag
Der Freiheit wildes Lied .... Volkschaft-Verlag

*

Vom mutigen Leben u. tapferen Sterben Verlag Gerhard Stalling
Die Geburt des Jahrtausend .... Schwarzhäupter Verlag
Die Heimat der Starken .... Volkschaft-Verlag
Rom gegen Reich .... Truckenmüller-Verlag
Deutsches Bekenntnis .... Widukind-Verlag
Dunkelmännerbriefe .... Schwarzhäupter Verlag

*

Ulrich von Hutten, Ein Freiheitsdrama Drei-Masken-Verlag
Das Kreuz der Freiheit, Ein deutsches Schauspiel
Schwarzhäupter Verlag
Annaberg, Ein Spiel .... Volkschaft-Verlag
Job, der Deutsche, Ein Mysterium .... Volkschaft-Verlag
Das große Wandern, Ein Thingspiel ..... Volkschaft-Verlag
Revolution um Luther, Ein Spiel .... Chr. Kaiser-Verlag
Die Bauern vor Meißen, Ein Spiel Albert Langen-Georg-Müller
Schüsse bei Krupp, Ein Spiel ..... Hanseatische Verlagsanstalt
Feuer über Deutschland, Eine Huttenballade
Verlag Gerhard Stalling

*

Arbeiter, Bauern, Soldaten, Eine Liedsammlung. Vertont von
Hermann Simon .... Litolff Verlag

KURT EGGERS Von der Freiheit des Kriegers